

nungsgeschichte der Menschheit, als «Geschichte Gottes». Jenseits von theistischer Ergebenheit und atheistischem Protest ist das die Geschichte des

Lebens, weil es die Geschichte des Interesses am Leben, der Liebe, ist.

¹ H. U. von Balthasar, *Mysterium Paschale: Mysterium Salutis III*, 2, 133 ff; H. Küng, *Menschwerdung Gottes. Eine Einführung in Hegels theologisches Denken als Prolegomena zu einer zukünftigen Christologie* (1970); H. Mühlen, *Die Veränderlichkeit Gottes als Horizont einer zukünftigen Christologie* (1969); E. Jüngel, *Vom Tod des lebendigen Gottes* (ZThK 1968) 93–110; H. G. Geyer, *Atheismus und Christentum* (EvTh 1970) 255–274; R. Weth, *Heil im gekreuzigten Gott* (EvTh 1971) 227–244.

² W. Benjamin, *Ursprung des deutschen Trauerspiels* (1963) 183.

³ M. Horkheimer, *Die Sehnsucht nach dem ganz Anderen. Ein Interview mit Kommentar von H. Gumnior* (1970) 56 f.

⁴ Vgl. dazu H. Gese, *Psalm 22 und das Neue Testament* (ZThK 1968) 1–22.

⁵ W. Elert, *Der Ausgang der altkirchlichen Christologie* (1957) 95.

⁶ B. Steffen, *Das Dogma vom Kreuz. Beitrag zu einer staurozentrischen Theologie* (1920) 152.

⁷ Kazoh Kitamori, *Theology of the Pain of God* (1965).

⁸ K. Rahner, *Bemerkungen zum dogmatischen Traktat «De Trinitate»: Schriften zur Theologie, IV*, 103–136.

⁹ Vgl. z. B. N. Gorodeckaja, *The humiliated Christ in modern Russian Thought* (1938); J. Cone, *Singend mit dem Schwert in der Hand. Eine theologische Interpretation schwarzer Spirituals* (EvKomm 1971) 442–447; H. Lüning,

Mit Maschinengewehr und Kreuz – oder wie kann das Christentum überleben? (1971). Sie alle zeigen, wie sehr sich die Frömmigkeit der Ohnmächtigen und Unterdrückten, der Sklaven, Leibeigenen und Indios auf die Passion Christi und den leidenden Gott konzentriert hat. Eine Theologie der Befreiung muß mit dieser Christologie einsetzen.

¹⁰ G. W. F. Hegel, *Phänomenologie des Geistes* (Glockner, 2) 34.

¹¹ G. W. F. Hegel, *Philosophie der Religion* (Werke ed. Glockner) 16, 2, 308.

JÜRGEN MOLTSMANN

geboren am 8. April 1926 in Hamburg, evangelisch-reformiert. Er studierte an der Universität Göttingen, promovierte und habilitierte sich in Theologie, war 1958–1963 Professor an der kirchlichen Hochschule Wuppertal, 1963–1967 Professor für systematische Theologie an der Universität Bonn und ist jetzt Professor für systematische Theologie an der Universität Tübingen. Er ist Herausgeber von «Evangelische Theologie» und veröffentlichte u. a.: *Prädestination und Perseveranz* (1961), *Theologie der Hoffnung* (81968), *Perspektiven der Theologie* (1968), *Der Mensch* (1971), *Die ersten Freigelassenen der Schöpfung* (21971).

Norbert Schiffers

Die «Spur des Leidens» in der Geschichte und die «Spur Gottes»

1. *Der hoffnungslos Leidenden Aussicht ist das Nichts*

Leiden ist nicht irgendeine Erfahrung, Verhaltensweise oder Aufgabe des Menschen, der er sich zuwenden kann wann er will, und von der er sich in seiner Freizeit dispensieren kann. Denken, Arbeiten, Sich-Engagieren, Schreiben und Lesen, Lachen und Weinen, dies alles und vieles andere sind Tätigkeiten des Menschen, die ihre Zeit haben. Niemand muß solches tagaus – tagein tun. Jeder kann sich davon auf Zeit beurlauben, um Abstand zu gewinnen und in der Distance neue Kraft zu finden zum schöpferischen Einsatz. Ein Mensch

hingegen, der leidet, ich meine jemand, der wirklich leidet und nicht nur für ein paar Tage sauer oder unlustig reagiert, der weiß nicht, wie er aus dem Leiden herauskommen kann. Leidende Menschen sind vom Leid umfassen, erfahren sich als Gefangene, als Unfreie. Das geht soweit, daß Menschen, die lange leiden, sich ihr Leid nicht einmal mehr vorstellen können. Sie haben sich gewöhnt an das Leiden, werden gleichgültig dem Leben wie dem Leiden gegenüber, siehen oder altern dahin, und erfahren jenes Schreckliche, das Ruhe in der Hoffnungslosigkeit heißt. In solcher Ruhe gibt es kein Ausruhen. Es scheint kein Anpacken im gegenwärtigen Tag, nicht einmal eine Zukunft zu geben. Der hoffnungslos Leidenden Aussicht ist das Nichts.

Ein Nichts, das sich zuerst zeigt als ein nebulöses Verschwimmen aller Konturen von Zeiten und Räumen, an deren Dimensionen die im Leiden Gelähmten noch meinen sich entlangtasten zu können. Schieben sie schließlich, um ihrer Befreiung willen, die Nebel ihres Betrübtheits auseinander, dann wird ihnen jede Sprache, jeder Gedanke und zuletzt noch jedes Bild unfaßbar, weil dort kein Weg ist, wo überall Weg sein könnte.

Zu allen Seiten, nach vorne und hinten, nach oben und in die Tiefe, überall öffnet sich richtungs- und ziellos Raum. Der nicht auszutastende Raum aber, in dem die Leidenden sich finden, ist nicht einmal mehr Raum – er ist wie das Nichts. Ein Nichts, das überall gleich gilt, wenn sich da nichts entgegengestellt und nicht einmal das Wort von der Ruhe, dem Warten, der Geduld, dem Tasten und Schauen sich einstellt, weil es in der Unendlichkeit der Leere nur einen Schwebezustand gibt, so, als sei der Mensch ein toter Gegenstand ohne jedes Gewicht.

Jean Paul hat mit seiner Vision vom dahinschwebenden toten Christus im leeren Weltgebäude das Schreckliche, das Leiden in der ausufernden Raum- und Zeitlosigkeit, das überall und immer gleichgeltende Nichts und die Gleichgültigkeit als das Unheimliche vorgestellt. Gewiß, diese Vision ist nur das Bild eines Dichters. Als Bild jedoch ist sie die radikalste Anthropologie des leidenden Menschen: Ohne Ziel und ohne Gewicht, tot wie ein Gegenstand sein, das ist die Hölle, die Hölle der Leidenden.

2. *Die Spuren des Leidens sind schwache Bilder des Alltäglichen, die das Nichts verneinen*

Wahrscheinlich hat sich mit dieser Vorstellung, mit seiner Vision der schwerelosen Unsinnigkeit am Ende des Leidens, der Dichter vor dem Nichts und vor dem Schrecklichen gerettet. Wo eine Vorstellung ist, und sei es die eines toten Gespenstes, dort weicht das Nichts und stellt sich wenigstens Angst ein. Angst, die das andrängende Unheil als ein Gewicht verspüren läßt, gegen das der Hoffnungsschwache versuchen kann, sich aufzurichten und entgegenzustemmen. Van Gogh hat sich in beginnender Umnachtung so gesehen, als er sich hinmalte als alternden Mann mit wirrem Stutzbart und verquollen geröteten Augen, der vornübergebeugt auf seinem Schemel hockt. Wie zusammengefallen hockt er da und kann sich doch noch ein wenig mit seinen Armen aufstützen auf seinen Knien und den Kopf heben. Der von den Spuren des Leidens Gezeichnete sucht das Gewohnte, den Schemel und die Gliedmaßen seines Körpers, um sich zu stützen und sich zu erheben.

Die wirklich Leidenden malen, dichten, träumen sich in das gegenstandslose Nichts einen Gegenstand hinein, ein Etwas, das das Nichts verneint:

Jean Paul verdichtete seine Vision zum Bild des toten Christus im leeren Raum;

Van Gogh malte sich selbst und die Raumdiagonalen eines Schemels gegen das Nichts;

bei Stefan Andres wird ein Wasserfleck an der Zimmerdecke über dem Lager eines Leidgeprüften zum kartographischen Umriß des Landes der Sehnsucht, zu Utopia;

im Psalm 107 durchgellt der Schrei der Geängsteten, die niemand mehr aufrecht halten kann, die todfinstere Wüste und werden Eisentore, Sperrriegel und Fesseln zu Orientierungsdaten für die Ortlosen im Nichts. Zum Bild dafür wird Alltägliches, daß die Umnachtung des Geistes nicht das endlose Nichts ankündigt. Noch die raumerstellenden Mauern eines Gefängnisses, in dem Beter kraftlos am Boden kauern und einer Antwort ihr Ohr zuwenden, können als Bilder gegen das Nichts dienen. Wer von den Menschen so leidet, daß er sich dem Nichts zugleiten sieht, hat noch stets vor der Umnachtung gegen das Nichts Gegenstände entworfen, Bilder gemacht und Schreie ausgestoßen. Leidende schreien selbst da noch, wo außer ihnen selbst niemand sie hört, weil sie nur das Echo der Wirklichkeit, nicht aber den Zuhörer brauchen. Am Abbild der Welt und am Widerhall der eigenen Stimme, am Echo ihrer selbst, versuchen die Leidenden sich zu orientieren und aufzurichten. Die Spur des Leidens ist die Spur des im Leiden vergehenden Menschen selbst, ist die Spur des verglimmenden Dochtes, ist die Spur einer Wurzelfaser, die einmal Baum werden sollte. Spuren des Leidens sind einige schwache Bilder, die indes stark genug sind, unser Nichts zu verneinen – sagt André Malraux.

Bei diesen schwachen Bildern, bei diesen von Menschen eigenwillig gegen das Nichts gemachten Wundern der Verneinung spielt es übrigens keine Rolle, ob sie gegen die lastende Finsternis oder gegen das gleißende Licht entworfen werden. In «Retour à Tipasa» erzählt Albert Camus, er habe sich der gleißenden Mittagssonne ausgesetzt, um den doppelten Durst nach Liebe und Bewunderung zu stillen. Getroffen vom Licht aber zerfließt ihm die Bewunderung, weil das Unglück aufsteigt aus den Träumen: «Auf das Meer geschaut ... mittags», notiert Camus, «Und ich stillte den doppelten Durst nach Liebe und Bewunderung. Denn, wenn man nicht geliebt wird, ist es nur ein Mißgeschick; wenn man aber nicht liebt, ist es ein Unglück ... o Licht, lernte ich endlich, daß es in mir einen unbesiegbaren Sommer gibt». Auch Camus, so scheint es, sucht wider das im Unglück anstehende Nichts nur das Bild des alljährlich wiederkehrenden Sommers. Weil er aber sein Suchen mit dem

unstillbaren Hunger und Durst verbindet und das Bild des Sommers dem Wunsche zuordnet, immer und mit ganzer Kraft lieben zu können, deshalb taucht bei Camus ein neues Motiv an den Spuren des Leidens auf – das Motiv der Melancholie.

3. Die Melancholie verleugnet die schwachen Spuren des Aufrichtenden in der Welt und wählt das starke Bild des vernichtenden Todes

Wer es auch sei, der da liebt, stets wird er erfahren, daß er noch nicht genug geliebt hat. Also wird im Rückblick die Liebe selbst zu einer schwachen Spur, an deren Ungenügen der Liebende leidet. Wo immer aber Menschen am eigenen Ungenügen leiden, dort lauert als Versuchung die Melancholie, die das starke Nein gegen das Nichts noch in den schwachen Bildern zunichte macht. Die Melancholie, so meint Camus, ist das Unglück des Menschen, das ihm den Blick auf das Nichts verstellt und ihn somit unfähig macht, mit alltäglichen Bildern das Nichts zu verneinen. Camus' Notiz von der unstillbaren Liebe trifft das in den Zeiten des glücklichen Bewunderns hintanstehende Unglück und weckt den schlafenden Löwen der Melancholie, weil Bewundern nur das schwache Bild der Liebe ist, deren unbedingtes Ja das Nichts verneint. Paulus und der erste Johannesbrief sprechen wahrscheinlich ähnliches an, wenn sie meinen, alle Menschen ließen es an Liebe fehlen und der Mangel der Liebe bringe den Menschen vor den Tod, dränge das Unglück, die lebensnichtigende Macht des Todes dem Menschen auf. Das Lied von Liebe und Leid ist nur dann ein starkes Lied, wenn seine schwachen Bilder des Lebens nicht abgleiten in die Melodie der Melancholie, die das Leben nur bejammern kann.

Die Erfahrung des Ungenügens menschlicher Liebe kann zum Pathos, zum Lied vom Tod werden, zum pathologischen Lied von der Melancholie der Liebenden. Das aber, dieses Pathos der brütenden Melancholie, herbeigeführt durch die Einsicht, niemand liebe je genug, es wäre als Spur des Leidens der «Teufelskreis» der Menschen, die um ihr eigenes Ungenügen kreisen. Die Last der Erfahrung, die sich sagt, nicht einmal die Liebe sei stark genug, positiv die Welt zu verändern, kann die Erfahrung des Nichts und das Nein gegen das Nichts verstellen, weil sie als Erfahrung bei der eigenen Schwachheit des Menschen bleibt. Gelingt es den Leidenden nicht, statt des Bildes der eigenen Schwachheit schwache Bilder eigener Stärke zu finden, dann suchen die Leidenden als

Ende des Leidens schließlich den Tod. Die sich verdichtenden Erfahrungen mit dem alltäglichen Ungenügen der Liebenden können für Liebende zu sich materialisierenden Spuren des Leidens werden, die verweisen ins Sterben. Die starken Bilder vom menschlichen Ungenügen, die wegen der Menschen Leidenschaft für rational eindeutig Fluchtlinien nicht mehr schwache Spuren des Leidens sein wollen, sie werden um den Preis erkaufte, der gegen das Leiden pathetisch den Tod suchen heißt. Melancholiker sind bereit, diesen Preis zu zahlen. Sie zahlen ihn selbst dann, wenn sie hell-sichtig die schwachen Bilder des starken Menschen in den Spuren des Leidens noch sehen. Denn Menschen in der Melancholie verleugnen, was sie sehen. Sie wollen nichts wissen von der Realität des schwachen Menschen und wählen deshalb die Macht des Todes als Zeichen freigewählter eigener Kraft.

4. Sich an das Alltägliche erinnern heißt, dem Leiden die Orientierungsspur des Lebens wieder erarbeiten

Ehrlicher gegenüber sich selbst als diese Kranken, die Neurotiker der Melancholie und aufrichtiger gegenüber den Realitäten sind die Rufer, Dichter und Maler der schwachen Spuren des Leidens. Sie haben dem drohenden Nichts nicht den Kraftakt eines bewußt gewählten Sterbens entgegengeworfen, weil sie als leidende Menschen, die durch das Handeln zerbrochen wurden, nicht wieder auf das Handeln setzen wollen. Weil eigenes oder fremdes Handeln sie leiden hieß, deshalb setzen sie nicht mehr auf das Handeln, sondern auf die Erinnerung. Mit aller ihnen noch zur Verfügung stehenden Rationalität haben die Bildner der schwachen Spuren des Leidens gegen die Unzeit des Nichts und gegen dessen Raumlosigkeit die Erinnerung an den Raum, z. B. den Raum für einen Schemel, zurückgeholt und durchgearbeitet. An den Platz am Strand von Tipasa, an die unendliche und doch begrenzte Raumdimension des Weltgebäudes haben sie sich erinnert. Noch an die Mauern ihrer Gefängnisse, von denen der hallende Schrei als Echo ihrer selbst zurückkam, haben sie sich geklammert, um die im Leiden verlorengangene Welt wieder zu finden. Der Welt, in der sie lebten, halfen sie aus der Erinnerung auf, damit gegen die gedachte Konsequenz des Nichts mit irgendwelchen sich anbietenden Gegenständen wieder Zeit und Raum entstünde. Die von dem Leid-Geschwächten erarbeitete Erinnerung läßt die vom Nichts Geängsteten in den übrig geblie-

benen Spuren der leiblichen Erfahrung wieder Zeit und Raum erleben als Maße, die gegenständlich und gewußt die gähnende Leere verwandeln in jene armselige Alltäglichkeit, die der Mensch braucht, um leben zu können. Sich an das Alltägliche erinnern heißt, dem Leiden eine Spur des Lebens als Orientierung geben. Die Spuren des Leidens, erarbeitet aus der Erinnerung, die das Leben heranziehen gegen das Nichts, sind Orientierungslinien in Zeit und Raum, sind Spuren von Menschen, die am Wenigen, vielleicht am Einzigem, das ihnen blieb, sich und also ihre Geschichte wiederentdecken. Spuren des Leidens sind wiederentdeckte Spuren der Geschichte.

5. Die Spuren des Leidens sind unverwechselbar die persönlichen Spuren der Leidenden. Die Theorie des Leidens, das Mitleid und der Heldenkult sind Fälschungen, nicht Spuren des Leidens

Wer gegen den Selbstbetrug der Melancholie und gegen das im Leiden androhende Nichts die Erinnerung als den aufrichtenden Weltbezug der Leidenden betont, muß die Geschichten, die vom Leiden Gezeichnete erzählen, kritisch prüfen, um deren Fehlinterpretation zu vermeiden.

Ältere Menschen erzählen zum Langweilen oft und doch mit gleichbleibender Intensität dieselbe Geschichte aus ihren Jugendtagen. Diese Erinnerungsgeschichten werden sooft wiederholt, daß der Verdacht entsteht, mit ihnen wollten von der Erfahrung des Widerstandes gegen alles Lebensbedrohende geprägte Menschen, wenn sie den Tod vor sich sehen, die Flucht in die rosige Vergangenheit versuchen. In Wirklichkeit aber werden diese Geschichten erzählt, weil die von leidvollen Erfahrungen geschwächten älteren Menschen sich und ihren jungen Mitmenschen beweisen wollen, auch sie könnten in der Gegenwart noch bestehen. Aus der Erinnerung holen sie das Zutrauen in sich selbst zurück, das ihnen selbst zuspricht, was alles sie wollten und gekonnt haben. Doch erzählen sie davon nie mit der Eitelkeit der Stolzen, sondern stets unter dem Motto: «was wir damals konnten, das könnt ihr Jungen heute und morgen auch». Erinnerungsgeschichten werden erzählt, damit dem Erzähler wieder Vertrauen und dem Zuhörer Zutrauen in die Kraft zuwächst, die das Leben meistert. Erinnerungsgeschichten drehen sich nicht um die Gedanken an Flucht, sondern darum, wie denn durchzuhalten und weiterzumachen sei im Leben.

Stimmt diese Interpretation, dann enthält sie noch einen weitergehenden Hinweis: Mit den immer wieder auf die Lebenskraft hinweisenden Geschichten wollen die alt und schwach gewordenen Menschen ihre Mitmenschen ablenken von den Spuren der Leiden, die nun einmal ältere Menschen zu tragen haben. Kranke, schwache und ältere Menschen wissen zwar aus fast stündlicher Erfahrung, daß sie das von ihnen auszuhaltende Leiden selbst durchtragen müssen und nicht abschütteln können. Aber sie wollen nicht, daß Mitmenschen auch nur versuchen, diesem persönlichen Leiden ungeteilte Aufmerksamkeit zu schenken. Dies ist der Grund für das Ablenkungsmanöver der Geschichten, die an das kraftvolle Leben erinnern.

Stellt man sich dieser Begründung, dann zeigt sich der tiefe Grund, der – vielleicht unbewußt aber effektiv – die Ablenkungsmanöver immer wieder initiiert. Wenn nicht alles täuscht, dann lenken die geschwächten Menschen von den Spuren ihres Leidens ab, weil sie mindestens ahnen, wahrscheinlicher noch, weil sie aus bewußter Erfahrung wissen, daß sowohl ihre Leiden wie die Spuren davon ganz unverwechselbar nur das ihnen Zueigene ist. Die Schwachen lenken ab auf die jedem Menschen erfahrbare Lebenskraft, auf das Vertrauen und das anpackende Zutrauen, die allgemein menschliche Tugenden sind, sie lenken ab auf das allgemein Geltende, weil sie erfahren haben, daß ihre Leiden und die Spuren davon nur ihre eigenen, also nicht allgemeingültige, nicht theoretisierbare, nicht wiederholbare Spuren sind. Der Lebenswille und seine Hoffnung, gewiß, diese beiden Tugenden, sie mögen allgemeingültig, theoretisierbar sein. Das Leiden aber haben nicht alle gleich erfahren, sondern jeder unverwechselbar auf seine Weise als sein Leiden. Deshalb sind auch die Spuren des persönlich durchgestandenen Leidens je so charakteristisch, daß es von ihnen keine allgemeingültige Theorie geben kann. Was aber nicht allgemeingültig ist, das kann nicht vermittelt werden. Es ist nicht mitteilbar und deshalb so abstoßend, so fremd und erschreckend, daß man gut daran tut, davon abzulenken.

Trifft diese Vermutung zu, dann ist sie nicht nur ein Einwand gegen jede allgemeingültige Theorie des Leidens, weil diese ein Überbau wäre; sie ist auch der Einwand gegen die Versuchung von Theologen, die die Spuren des nur je in persönlicher Eigenart gegebenen Leidens theoretisieren wollen, um am Leitfaden einer solchen Theorie des Leidens eine für alle Menschen passende Spur zu eruieren, die zu Gott führen soll. Die Theoretik-

ker des Leids, Philosophen wie Theologen, verwechseln mit ihren Abstraktionen die Spuren des Leidens, geben Falschgeld aus, wo Menschen den Wechsel des Leidens eigenhändig gegenzeichnen müssen.

Theoretiker, die die Spur des Allgemeingültigen, des Denknötigen und Absoluten suchen, mag dieser Befund ärgern. Doch hilft er der Ehrfurcht vor den Leidenden auf. Schon deshalb, weil die Unauswechselbarkeit des Leidens und seiner Spuren die Leidenden schützt vor dem Mitleid ihrer Mitmenschen.

Denn das Mitleid als Gelüst des Gefühls hätte eine Chance, wenn die Spuren des Leidens theoretisierbare, allgemeingültige Kommunikationsbahnen wären. Es könnten Nichtleidende die Leidenden auf das Niveau ihrer bloßen Gefühle projizieren, würde innere Betroffenheit genügen, um sich vollendet dem Schmerz anzupassen, den Schwache, Kranke und Sterbende immer zunächst als äußeren Schmerz erfahren.

Wem aber gegen die untauglichen Versuche des Mitleids die nicht überbrückbare Distanz aufgegangen ist zwischen den Leiden, die dem eigenen Leibe widerfahren und dem bloßen Mitgefühl der körperlich Nicht-Gezeichneten, der ist gefeit gegen die Verfälschung der Spuren des Leidens im nivellieren-wollenden Mitleid. Er wird betroffen erfahren, daß er wegen der erfahrenen Distanz unverständnis- und sprachlos nur in der Nähe des Leidenden stehen kann. Doch wird er gerade in dieser Betroffenheit, deren Grund die unüberbrückbare Kluft zwischen ihm und dem Leidenden ist, einsehen lernen, daß der Geist des Menschen das Faktum der Leidenden in seiner Umwelt nicht hineinzuhoben vermag in den Geist der Einfühlung, von dem Spiritualisten alles erwarten. Die Erfahrung der Distanz und damit die Erkenntnis, Mitleid bringe die Identifikation mit dem Leidenden nicht zustande, sie bewahrt den Menschen, der hilflos vor dem Leid anderer wie vor einem ihm fremden Faktum steht, vor dem nicht eingestandenem Triumphalismus der Mitleidigen, der angesichts der Spuren des Leidens lächerlich ist. Sigmund Freud hat auf diese Konsequenz, die zur Entideologisierung des Mitleids beiträgt, aufmerksam gemacht und damit der Achtung vor den Leidenden aufgeholfen.

Ich meine indes, man müsse noch einen Schritt weiterdenken: Wer gegen den Anbiederungsversuch des Mitleids sich die Achtung vor den Leidenden wieder errungen hat, der hat sich in einen Lernprozeß eingelassen, der ihn sehen lehrt, daß

zwar nicht das Monumentale in der Welt, wohl aber die vielen kleinen Alltäglichkeiten, die unser Leben in der Welt möglich machen, voll sind von den Spuren des Leidens. Weil sich die Leidenden – hier binde ich die Überlegung an eingangs Gesagtes zurück – klammerten an die Alltäglichkeiten der Welt, deshalb ist unser Lebensraum Welt voll von den Spuren des Leidens. Die Spuren des Leidens kleben überall an den Alltäglichkeiten der Welt, mit der und in der wir leben. In zweifacher Hinsicht scheint mir diese Einsicht des Aufmerkens wert:

Einmal, weil sie zeigt, warum die Menschen kein Recht haben, die vom Leid Gezeichneten auf die Denkmalsockel ihrer Heldenverehrung zu plazieren. Wenngleich bestehen bleibt, daß die Spuren der Leiden das ausgeprägte Siegel der Leidenden selbst tragen, so haben wir dennoch keinen Grund, die Leidenden als etwas Besonderes aus unserer Alltagswelt in die heiligen Stätten der Heldenverehrung zu bannen. Unsere Welt lebt von den Kleinigkeiten, an die die Leidenden sich klammerten. Also gehören die Leidenden zu uns und nicht in die Isolierstationen der heiligen Bezirke. Die Römer, als sie noch nicht dem Kaiserkult verfallen waren, verehrten ihre Toten im Alltagsraum ihrer Wohnung. Christen sagen, die Martyrer gehörten zur Kirche, die in den Alltäglichkeiten der Welt ihren Weg sucht. Jesus starb zwar außerhalb der Stadt, aber geehrt wird er im Tagesablauf der Christen, der gezeichnet ist vom alltäglichen Kreuz. An solcher Verehrung ist nichts Despektierliches, weil unsere Alltagswelt voll ist von den Spuren der Leidenden. Peinlich in der so gezeichneten Welt ist nur der Heldenkult, der außergewöhnlich sein will.

Diese Korrektur bringt auch die zweite Spur, die der Aufmerksamkeit wert ist, ins Bewußtsein ein. Ich möchte sie die Gottes indirekte Spur in den Spuren des Leidens nennen.

6. Gottes indirekte Spur in den Spuren des Leidens der Menschen

In einer Überlegung zu den Spuren des Leidens muß nicht bewiesen werden, daß nicht nur diese Spuren, sondern auch die Leiden selbst nicht von Gott, sondern von den Menschen verursacht werden. Gegen barocke Spekulationen über die Herkunft des Übels mag der Hinweis genügen, daß im Alten Testament nirgends als allgemeiner Satz gesagt wird, Leiden sei ein konstitutives Kennzeichen von Gottes Volk, Leiden werden

nicht von Gott verursacht, sondern von Menschen, von Vätern, Söhnen, Verwandten und Feinden, oder durch Unheilssituationen wie Katastrophen (2 Kön 22, 19), Unrechtstaten (Ez 35, 5), Ausbeutung (Ez 18, 18), Armut (2 Kor 8, 13), Verfolgung (1 Thess 1, 6), Gefängnis (Apg 20, 23 gegen die die Menschen nichts unternehmen. Nicht Gott, sondern die Menschen fügen Leiden zu.

Was vom Leiden gilt, das gilt gemäß der Bibel auch von den Spuren des Leidens. Die in der Bedrängnis ausbrechende Angst zwingt Menschen den Schrei ihres Fluches auf die Lippen, läßt sie in der Finsternis tasten nach Gegenständen und nach den Händen der Mitmenschen oder Ausschau halten nach Morgenröte und Sonnenlicht (Ijob 17, 3, 12–16; Zef 1, 15–18; Jes 8, 21f; Joh 5, 7). Die Spuren der Leiden, die Tränen, der Schweiß, das Blut und die Schreie, sie bedecken die Erde und sind die Spuren Hiobs, des Menschen. Nicht die Spuren Gottes (Ijob 16 und 17).

Das Neue Testament nimmt diese Einsicht auf und konzentriert sie auf den Menschen Jesus so, daß alle Leiden und all seine Spuren als Spur Christi gedeutet werden (Kol 1, 24; Phil 3, 10; 1 Petr 4, 13; vgl. 2 Kor 1, 5; 4, 8, 10f; Offbg 7, 14).

Auch in der Einsicht der Bibel bleiben die Spuren des Leidens in der Welt die Spuren der leidenden Menschen. Sie sind weder die Spuren eines göttlichen Weltschmerzes, noch die Spuren Gottes. Gemäß der Bibel hat also niemand ein Recht, die Leiden der Menschen und die Spuren davon in den Himmel zu erheben. Sie bleiben auf der Erde, unter dem Altar, als Anklage gegen uns (vgl. Offbg 6, 9f). Nicht die Armut, nicht die Bedrängnis, nicht das Leid oder die Trauer werden selig gesprochen, sondern die Armen, die Bedrängten, die Leidenden, die Trauernden, die die Spuren ihres Leidens unserer Welt hinterließen. Menschen,

wie Lazarus, liegen vom Leid gezeichnet vor unseren Haustüren, sind unsere Ankläger und zugleich die, auf die Gott schaut (Lk 16, 19ff).

Das ist das Einzige, was die Bibel von Gott und von den Leiden der Menschen sagt: Gott schaut auf die Leiden der Menschen, schaut auf die Spuren des Leidens. Sie sind nicht seine Spuren. Sie bleiben die Spuren der leidenden Menschen. Aber, sie sind die von Gott angeschauten Spuren der Leidenden, die das Leben suchten. Gott selbst schaut auf diese Leiden der Menschen. Das ist der Grund, warum die Bibel sagt, die Tage des Leidens seien Tage der Heimsuchung Gottes, die Schwachen unter uns seien die Starken und die Spuren des Leidens seien die Spuren der Passion Jesu in der Welt – Zeichen der Anklage, des Gerichts und Zeichen des Heils mitten in unserer alltäglichen Welt.

Weil Gott auf die Leidenden achtet und deren Spuren als von ihm beachtete Zeichen wertet, deshalb können die Spuren des Leidens für Einsichtige die direkten Spuren der Menschen und die indirekte Spur Gottes sein. Wem das zu wenig ist, der überlege, ob es nicht viel ist, wenn gesagt werden kann: Die Spuren des Leidens sind überall da in unserer Welt als Spuren der leidenden Menschen, die sich gegen das Nichts aufrichteten – und sie sind da als Spuren des Gerichts und als Spuren des Heils, als Zeichen, als indirekte Spur Gottes.

NORBERT SCHIFFERS

geboren am 14. Juni 1927 in Aachen, 1952 zum Priester geweiht. Er studierte an der Universität Tübingen, doktorierte 1954, habilitierte sich 1966 in Theologie und ist Professor für Fundamentaltheologie an der Universität Regensburg. Er veröffentlichte u. a.: Einheit der Kirche (Düsseldorf 1956), Fragen der Physik an die Theologie (Düsseldorf 1968), Befreiung zur Freiheit (Regensburg 1971).